

**PATRIA
AMICITIA
SCIENTIA**

Nr. 3
September 1992
104. Jahrgang



DER WENGIANER

VEREINSORGAN DER WENGIA SOLOTHURN

Einladung

zur 94. ordentlichen
Generalversammlung
der Alt-Wengia

Samstag, 21. November 1992
im Landhaus Solothurn
Beginn: 14.30 Uhr

Traktanden: siehe Seite 72

Inhaltsverzeichnis

In eigener Sache	61
Altherrenschaft	
Geschichte des Kantons Solothurn im 19. Jahrhundert.....	62
Bei entscheidenden Weichenstellungen sind wir heute nicht dabei	65
Die Schweiz und Europa – eine ganz persönliche Meinung.....	67
«Die FdP Solothurn ist zu gross»	69
Aus dem AH-Komitee	
GV 1992	73
Fronleichnamsummel 1992 von Aktiv- und AH-Komitee	74
Zum Gedenken	
Kurt Ledermann v/o Spohn	76
Hans-Ulrich Wyss v/o Pirsch	78
Aktivitas	
Pfingstreise 1992	80
Exkursion in die von Roll AG in Gerlafingen	82
Das Gehirn: Vorstoss in unbekannte Welten.....	83
Die Frage nach dem Lebensstandard	88
Varia	
Stammnachrichten	91

IN EIGENER SACHE

Liebe Wengianer, geschätzte Leser

Voraussichtlich wird das Schweizervolk am 6. Dezember über den EWR-Vertrag abstimmen. Der zu fällende Entscheid zählt sicherlich zu den wichtigsten der letzten Jahrzehnte. So sind denn auch in dieser Ausgabe mehrere Berichte zu finden, die sich mit diesem Politikum befassen. Der Wirtschaftsfachmann Heinz Frey v/o Puls argumentiert aus der Sicht des Unternehmers, während Jean-Marc Bürgi v/o Space als Student der Betriebswirtschaft seine persönlichen Reflexionen anstellt.

Der Historiker Karl H. Flatt v/o Näppi stellt uns in seinem Artikel den vierten Band der solothurnischen Kantonsgeschichte vor, der in Kürze veröffentlicht wird. Näppi legt uns dar, warum es trotz globaler Probleme und westeuropäischer Integration noch angezeigt ist, sich mit der Kantonsgeschichte auseinanderzusetzen.

Im Interview mit dem Präsidenten der neugegründeten SVP Solothurn wird das Thema Europa ebenfalls zur Sprache kommen.

Durchwegs Erfreuliches gibt es von der Aktivitas zu berichten. Der Infoabend vom 21. August war ein voller Erfolg, so dass wir nun zehn neue Schwänze in unseren Reihen zählen können. Darunter ein Wirtschaftsgymnasiast, über dessen politische Herkunft wahrscheinlich noch einige Altherren schmunzeln dürften. Mit populärwissenschaftlichen Artikeln und Berichten von unseren Anlässen bestreiten die Aktiven den zweiten Teil dieser Nummer. Es bleibt mir, Ihnen viel Spass bei dieser Lektüre zu wünschen.

Gregor Wild v/o Cicero

Gregor Wild v/o Cicero CR

Vorschau auf ein neues Buch

Geschichte des Kantons Solothurn im 19. Jahrhundert

Im kommenden Oktober wird im Verlag der Staatskanzlei der erste Teil von Band 4 der solothurnischen Kantonsgeschichte aus der Feder von Dr. Thomas Wallner, bisher Rektor des Gymnasiums und seit dem 1. August im Amt als Regierungsrat, erscheinen. Ihm wird sich in Kürze der zweite Teil anschliessen, für den der Schreibende die Verantwortung trägt.

Ist es heute, im Zeitalter globaler Probleme, der Herausforderung der Schweiz durch die beschleunigte westeuropäische Integration noch angezeigt, Kantonsgeschichte zu schreiben, Nabelschau zu betreiben? Wir meinen ja! Zum einen wird diese Welt neben vereinzelt integrativen Kräften von verheerender Desintegration geprägt; von Prag bis Wladivostok, von der Dritten und Vierten Welt zu schweigen, erhebt die Hydra eines übersteigerten Nationalismus erneut ihr Haupt; aber auch in Brüssel merkt man allmählich, dass ein künftiges Europa ein Verbund von Regionen sein muss: global denken, lokal und regional handeln. Zum ändern gibt uns die Kenntnis unserer Herkunft, des Ursprungs unserer Probleme die nötigen Perspektiven und die Standfestigkeit für deren Bewältigung.

Es ist hier nicht der Raum, auf die spezifische Eigenart dieses Kantons einzugehen. Allerdings steht fest, dass er – von Fläche und Bevölkerungszahl her nur Mittelmass – im Rahmen der Eidgenossenschaft keine unbedeutende Rolle gespielt hat und auch heute noch spielt. Ein Hinweis auf seine mannigfache Brückenfunktion muss genügen: auf die Scharnierstellung zwischen welscher und alemannischer Schweiz, zwischen Oberrhein und Aare: ein Kanton katholischer Herkunft mit liberalem Gepräge, ein Industriekanton im Grünen.

Die neue Kantonsgeschichte, die mit der Aufarbeitung des komplexen 19. Jh. sich der Zeit unserer Grossväter und Väter nähert, kann sich auf viele Vorarbeiten, auch auf Vorläufer stützen: zwar haben Stadt und Kanton nicht die einzigartige, ins Spätmittelalter zurückreichende chronikalische Tradition grösserer Schweizer Städte – die berühmten Schil-

ling stammten zwar aus Solothurn, schufen aber ihre Bilderchroniken in Bern und Luzern. Von der Chronik Anton Haffners über die Zeit der Hugenottenkriege, von der barocken Fülle und Buntheit des «Klein Solothurnn Allgemeine Schaw-Platz» Franz Haffners (1666) – heute selbst zur wertvollen Quelle geworden – trennen uns Welten. Wissenschaftlicher, systematischer und breiter wurden Geschichtsforschung und -darstellung erst im 19. Jh. Nennen wir davon nur zwei Beispiele: von zentraler Bedeutung für die Beurteilung der Verhältnisse (Strukturen) in der Zeit des Übergangs vom Ancien Régime zum demokratischen Volks- und Industriestaat ist der Beitrag des Oltner Lehrers U. P. Strohmeier über den Kanton Solothurn im Rahmen der Reihe «Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz» (1836). Gut vierzig Jahre später legte Oberrichter Urs Vigier, vor 1856 Regierungsrat, eine erste kurzgefasste Kantonsgeschichte (bis 1798) vor. 1930 erschien dann mit Hermann Büchis Parteigeschichte «100 Jahre Solothurner Freisinn» eine erste gründliche Darstellung des 19. Jh., aus liberaler Optik zwar, aber gegründet auf umfassende Quellenkenntnis und offen auch für die wirtschaftlich-soziale Fragestellung, auch heute noch ein unentbehrliches Werk. Es wurde 1981 vom Schreibenden zusammengefasst, ergänzt und bis zur Gegenwart fortgeführt. Eine ganze Reihe von Monographien und Dissertationen – genannt seien die von Derendinger, Kaiser, Bein, Wallner, Mojonnier, Sommer, Kiener und Angst, die Bundesratsbiographien von Haefliger und Fischer – haben inzwischen einzelne Abschnitte der Kantonsgeschichte von 1831 bis 1895 näher ausgeleuchtet.

Es waren die Jahre des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit, die wohl doch im wesentlichen auf Initiative von Erziehungsdirektor Oskar Stampfli (Wengianer und Bruder des Bundesrates), im Kanton den Keim legten zu verheissungsvollen kulturellen Unternehmungen: die Anfänge von Denkmalpflege und Kantonsarchäologie, die Herausgabe der Solothurner Rechtsquellen, des Urkundenbuchs und der Kantonsgeschichte. Sie unter dem Siegel antiquarischen Interesses, der geistigen Landesverteidigung oder gar der Igelmentalität abqualifizieren zu wollen, wäre kurzsichtig und falsch. Vielmehr ist die wegweisende staatspolitische Bedeutung hervorzuheben, wie sie dann in den sechziger Jahren auf Vorstoss von Alfred Wyser auch im Kulturförderungsgesetz zum Ausdruck kam.

1952 konnte Bruno Amiet den ersten Band der «Solothurnischen Geschichte» vorlegen, der Solothurns Entwicklung von der Urzeit bis zum Ende des Mittelalters darstellt. Der vorzeitige Tod des Verfassers verzögerte die Fortsetzung, die 14 Jahre auf sich warten liess. Zentralbibliothekar Hans Sigrist gelang das Kunststück, Amiets hinterlassene Manuskripte mit den eigenen Forschungen zu einem Ganzen zu vereinen und die Kantonsgeschichte bis zur Wende von 1715/1720 fortzuführen. Erstaunlich bleibt es, dass er dann kaum 5 Jahre später, zum Kantons-

jubiläum 1981, bereits einen ebenso gewichtigen Band folgen lassen konnte, der den Zeitraum von 1715 bis 1830 beschlägt. Mit Rücksicht auf seine Gesundheit und sein Alter verzichtete Sigrist nach dieser Parforce-Leistung aber auf eine Fortsetzung.

Der Regierungsrat entschloss sich in der Folge 1983, diese Aufgabe zwei Lehrkräften der Kantonsschule Solothurn zu übertragen, die bereits verschiedene Arbeiten zur Kantonsgeschichte veröffentlicht hatten: Thomas Wallner und Karl H. Flatt. Er erleichterte ihnen, zusammen mit Staatskanzlei, Staatsarchiv und Zentralbibliothek, die angesichts der Stoff-Fülle und Komplexität der Thematik nicht leichte Arbeit nach Kräften. Dennoch dauerte die Bearbeitung länger als vorgesehen, zumal sich die Autoren dieser Herausforderung nicht hauptberuflich stellen konnten. «Wer Geschichte schreibt, muss ein Löwenherz haben», meint Landammann Rolf Ritschard in seinem Geleitwort.

Der vierte Band erscheint unter dem veränderten Titel «Geschichte des Kantons Solothurn». Das moderne Format, die grafische Gestaltung und die Gliederung in viele geschlossene Kapitel, die Grafiken, Tabellen und Seitenverweise machen den neuen Band mehr zum Nachschlagewerk und Handbuch, bedingen aber auch gewisse Wiederholungen. – Die beiden Autoren, unterschiedlicher politischer Herkunft und Konfession, haben die Arbeit thematisch unter sich aufgeteilt, was heute die Edition in zwei Bänden erleichtert, von Anfang an aber in enger und harmonischer Partnerschaft, im Austausch von Gedanken und Material die Aufgabe angepackt.

Im ersten Teil, der nun unmittelbar vor der Drucklegung steht, beschäftigt sich Thomas Wallner mit dem Weg zum Bundesstaat von 1848, mit der Entwicklung des Verfassungsstaates, den parteipolitischen Auseinandersetzungen und dem Verhältnis von Kirche und Staat. Im zweiten Teil wird der Schreibende zu den Faktoren Gesellschaft und Wirtschaft, Staatsverwaltung, Kultur und Wissenschaft Stellung nehmen.

Die Verfasser hoffen, mit diesem Werk nicht zuletzt zur Versachlichung der Diskussion über bisher stark umstrittene Ereignisse und Entwicklungen beizutragen und neue Forschungen anzuregen.

Karl H. Flatt v/o Näppi

Bei entscheidenden Weichenstellungen sind wir heute nicht dabei

Ich bin gebeten worden, einige Überlegungen zum EWR-Beitritt aus der Sicht eines Unternehmens zu machen, das sich auf die Fahne geschrieben hat, vom abgeschotteten Schweizer Markt zum internationalen Wettbewerb vorzustoßen.

Die Telekommunikationsindustrie befindet sich in einem ständigen, sehr raschen Umbruch und dies gleich auf mehreren Ebenen. Technologie, Wirtschafts- und Europapolitik greifen dabei eng ineinander.

Die Entwicklungen der Telekommunikation eröffnen technologische Möglichkeiten, die unseren Alltag entscheidend mitprägen. Der Siegeszug des Fax ist ein Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit. Gegenwärtig erlebt die Mobilkommunikation einen ähnlichen Umbruch. Dem Grosse Erfolg Natel C wird in einigen Jahren der Grosse Erfolg Natel D folgen, das Ascom an der Telecom 1991 in Genf erstmals im praktischen Versuch vorgestellt hat.

Natel D wird nicht nur, dank vollständiger Digitalisierung, eine weit bessere Gesprächsqualität mit sich bringen, sondern vor allem auch in ganz Europa mit ein und demselben Gerät zu benutzen sein. Natel-C-Geräte hingegen funktionieren meist nur länderspezifisch. Das ist weitgehend eine Frage der technischen Normen und Frequenzen, die bis heute im Prinzip noch die PTTs der einzelnen Länder festlegen. In internationalen Gremien, in denen auch hochqualifizierte Mitarbeiter der Schweizer Fernmeldeindustrie und der PTT mitarbeiten, werden die Normen seit einigen Jahren mit wachsendem Erfolg einander angeglichen. Dieser Prozess geht weiter und zumindest europaweite Standards werden alsbald die Regel sein.

Entscheidende Forschung

Normen sind jedoch Endprodukte, die sich an den konkreten technischen Möglichkeiten orientieren. Diese Möglichkeiten lassen sich wiederum aufgrund aktueller Forschungsergebnisse im Bereich Telekommunikation abschätzen. Solche Forschung zu betreiben ist aufwendig und übersteigt in Teilgebieten auch die Möglichkeiten sehr grosser Firmen. Grundlegende Arbeit wird daher oft im Rahmen internationaler Forschungsprogramme geleistet. Nicht zuletzt um der Konkurrenz aus Fernost und den USA Paroli zu bieten, unterstützt die EG solche Programme mit erheblichen Mitteln.

Blosse Juniorpartner

Wir, die wir nicht zur EG gehören, sind bei diesen zukunftsentscheidenden Arbeiten höchstens als Juniorpartner zugelassen. Entscheidende Weichenstellungen, die längst vor der Normensetzung erfolgen, beeinflussen später den wirtschaftlichen Erfolg beteiligter Firmen. Sie erfolgen ohne uns, wenn wir in Europa nicht mitmachen. Genauso problematisch wie die fehlende Mitgestaltung ist der Fluss an aktuellstem Know-how, der an uns vorbeizieht, ohne dass wir davon profitieren oder ihn beeinflussen könnten.

Vor diesem Hintergrund ist es als grosser Erfolg zu werten, dass Ascom und die Schweizer PTT gegenwärtig im Rahmen des EG-Programmes RACE in Basel eine Demonstrationsanlage für die sogenannte Breitbandkommunikation entwickeln und betreiben dürfen. Allerdings drohen die vom Bund erforderlichen Unterstützungsgelder unter dem Sparzwang vorzeitig zu versiegen, sofern der jetzt unterbreitete Nachtragskredit vom Parlament nicht bewilligt wird. Ein Beitritt zum EWR, eine von der EG angebotene Vollmitgliedschaft bei deren Technologieprogrammen und erst recht ein Beitritt zur EG würden diese Probleme entschärfen. Ist die Schweiz aber nicht bereit, sich in der einen oder anderen Form finanziell und personell im Bereich der Telekommunikationsforschung zu engagieren, stellt sich auch für eine Firma wie Ascom rasch die Frage nach dem geeigneten Standort.

Zu fordern ist auch, dass einmal gesprochene Mittel über eine gewisse Zeit auch tatsächlich ausgerichtet werden und nicht dem Spardruck sofort zum Opfer fallen.

Die Folgen eines «Auszugs nach Europa» liegen auf der Hand: In einer ersten Phase werden Arbeitsplätze in der Forschung exportiert, in einer zweiten Phase werden Arbeitsplätze in der Fabrikation folgen, weil die Produktionsanlagen am sinnvollsten in der Nähe der Forschungsstätten angesiedelt werden.

Als «PTT-Hoflieferant» kein Überleben

Keine Telekommunikationsfirma kann und wird als «Hoflieferant der eigenen PTT» überleben. Dies erst recht nicht, wenn weiterhin europaweit die Monopole der staatlichen Fernmeldeinstitutionen rasch aufgeweicht werden, was unter anderem den Wettbewerb unter den Anbietern von Telekommunikationsausrüstungen belebt. Wir begrüssen mehr Wettbewerb, nicht zuletzt weil wir längerfristig bis zu 70 Prozent unseres Umsatzes im Ausland erzielen wollen.

Transnational tätige Firmen können es sich daher weder leisten, sich von der internationalen Spitzenforschung abzukoppeln, noch sich auf wichtigen Märkten durch eine schweizerische Abschottung behindern zu lassen. Viele Firmen haben ihre Wurzeln in der Schweiz, aber der Boden hier wird karg.

Heinz Frey v/o Puls

Die Schweiz und Europa – eine ganz persönliche Meinung

Europa – ein Thema, welches so bedeutend ist, dass sich hierzulande und wohl auf dem ganzen Kontinent mittlerweile jeder Politiker damit beschäftigen muss, aber auch so vielschichtig und kompliziert, dass wohl nur die wenigsten (wenn überhaupt) alle Teilprobleme der Europafrage richtig erfassen und beurteilen können. Trotzdem sollte auch jeder Bürger sich dazu seine Gedanken machen. Deshalb bin ich der Meinung, dass in dieser Frage nicht genug diskutiert werden kann. Es würde mich sehr interessieren, wie andere Wengianer in dieser Sache denken.

Der nachstehende Beitrag widerspiegelt meine ganz persönliche Meinung. Er erhebt deshalb keinesfalls Anspruch auf volle Objektivität, Richtigkeit oder Vollständigkeit. Vielmehr soll er als Gedankenanstoss dienen, vielleicht sogar als Diskussionsgrundlage.

Meiner Meinung nach sollte man EWR und EG getrennt betrachten. Zuerst zum einfacheren Teil, dem EWR.

Der EWR

Der kündbare EWR-Vertrag zielt darauf ab, den EG-Binnenmarkt auf die EFTA-Staaten (Schweden, Schweiz, Norwegen, Österreich, Island, Finnland und Liechtenstein) auszuweiten. Die Schweiz käme somit in den Genuss der 6 Grundfreiheiten, müsste sie aber natürlich auch den anderen EWR-Staaten gewähren: freier Personenverkehr, freier Warenverkehr, freier Dienstleistungsverkehr, freier Kapitalverkehr, Freizügigkeit der Arbeitnehmer und die Niederlassungsfreiheit. Bundesrecht und zum Teil kantonales Recht müssten allerdings an die EG-Gesetzgebung angepasst werden.

Die direkte Demokratie würde wohl nicht allzu fest beschnitten, die zu Recht stets hochgehaltene Neutralität nicht tangiert. Allerdings hätte die Schweiz praktisch kein Mitentscheidungsrecht bei der Weiterentwicklung des EWR-Rechts. Die Mitbestimmungsmöglichkeiten wären auf Informations- und Anhörungsrechte beschränkt, sowie auf die allfällige kollektive Ablehnung von EWR-relevantem neuem EG-Recht durch alle EFTA-Länder, dem sogenannten Gruppenveto.

Die Vorteile eines Schweizer EWR-Beitritts überwiegen meiner Meinung nach die Vorteile eines Nicht-Beitritts. Treten nämlich wir als einzige der 7 EFTA-Staaten nicht bei, so werden wir uns bald in einem Westeuropa wiederfinden, das aus den EWR-Staaten (in diesem Falle 18 Länder) und der Schweiz besteht.

Deshalb werde ich für einen Schweizer EWR-Beitritt stimmen. Und

sollte sich nach einem Beitritt irgendeinmal herausstellen, dass dies nicht der richtige Entscheid gewesen sei, so bleibt uns immer noch ein Hintertürchen offen, ist doch der EWR-Vertrag kündbar, ganz im Gegensatz zur EG-Mitgliedschaft.

Die EG

Viel schwieriger gestaltet sich für mich diese Frage. Das komplette EG-Gemeinschaftsrecht müsste bei einem Beitritt übernommen werden. Unsere Neutralität, zumindest in der heutigen Form, wäre in Frage gestellt. Bitte verstehen Sie mich, werte Wengianer, nicht falsch. Nicht, dass ich stets alles Neue ablehnen würde, aber ich stelle mir immer wieder die Frage: Ist die EG politisch handlungsfähig? Spätestens der Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien hat für mich einige Fragezeichen dahinter gesetzt. Das meiste, was von der EG getan wurde, war kaum mehr als Effekthascherei. Da reist zum Beispiel Monsieur Mitterrand kurzum nach Sarajevo und spaziert, gut abgeschirmt und mit kugelsicherer Weste versehen, durch die Stadt. Und was hat es gebracht?

Gefordert wären Taten. Taten, welche die herrschenden Zustände verändern würden. Aber die EG ist nicht einmal imstande, ihr Mitglied Griechenland zur Einhaltung des Embargos gegenüber Serbien und Montenegro zu bewegen. Da nützt es dann herzlich wenig, wenn UNO-Truppen Tausende von Tonnen Hilfsgüter nach Sarajevo fliegen. Solange es die EG nicht fertigbringt, Serbien wirtschaftlich den Hahn zuzudrehen, ist jeder Rappen an Hilfeleistung zum Fenster hinausgeworfenes Geld.

Ein weiterer Schwachpunkt sind die Maastrichter Verträge. Das Nein durch das dänische Stimmvolk hat viele aufgeschreckt, aber im Grunde genommen hat es nur eine Stimmung aufgedeckt, die latent schon einige Zeit vorhanden war. Fühlt sich das europäische Volk brüskiert? Sicher. Die ganze Angelegenheit geht ihm ein bisschen zu schnell. Es wird viel davon abhängen, wie sich Mitte September Frankreichs Stimmvolk dazu äussert. Kommt es zu einer Ablehnung, dann würde damit wohl die EG in Frage gestellt.

Meines Erachtens will man in der europäischen Integration viel zu weit gehen. Krampfhaft wird versucht, 12 Länder, Völker und Mentalitäten unter einen Hut zu bringen. Es erinnert mich an die Quadratur des Kreises. Was ist das Ziel dieser Bemühungen? Wohl die Stabilität Europas zu festigen. Aber gerade der Bürgerkrieg in Jugoslawien und die Unabhängigkeitsbestrebungen in Osteuropa und der ehemaligen Sowjetunion zeigen, dass es nichts Unstabileres und Explosiveres gibt als ein künstlich zusammenge kittetes Gebilde aus Völkern und ehemals souveränen Staaten.

In diesem Sinne lehne ich einen EG-Beitritt der Schweiz ab. Denn das Ziel der EG, die «Vereinigten Staaten von Europa», ist für mich weder wünschenswert noch realistisch.

Jean-Marc Bürgi v/o Space

«Die FdP Solothurn ist zu gross»

Gespräch mit Hans Jörg Hauser, Präsident der neugegründeten SVP Solothurn

Der Wengianer: Herr Hauser, wo sehen Sie das Wählerpotential der Schweizerischen Volkspartei im Kanton Solothurn?

Hauser: Grundsätzlich im bürgerlichen Lager, jedoch nicht nur in freisinnigen Kreisen, obwohl ein Grossteil der Gründer unserer Partei von dort kommt. Interessanterweise haben wir in der Parteileitung einige Leute, die bisher politisch nicht aktiv waren, weil sie bis anhin den Boden für Aktivitäten nicht gefunden haben.

Der Wengianer: Sie sind eine Rechtspartei. Hören Sie es gerne, wenn man Sie zwischen der FdP und der Autopartei ansiedelt?

Hauser: Wir haben gesagt, dass wir rechts von der FdP politisieren wollen, denn der Solothurner Freisinn gilt innerhalb der Landespartei als Linkspartei. Wir haben uns jedoch schon von Anfang an klar von der Autopartei abgegrenzt. Die AP engagiert sich für den Automobilisten, was zwar ein guter Aspekt ist, jedoch schiesst diese Partei nun über das Ziel hinaus. Wir sind keine Einthemenpartei oder Extremistenpartei, wie dies bei den eigentlichen Rechtsparteien der Fall ist.

Der Wengianer: Wo grenzen Sie sich denn von der FdP ab?

Hauser: Die freisinnige Kantonalpartei hat sich in der letzten Zeit einfach zuviel aufgeladen, sie ist in einem gewissen Sinne linkslastig geworden. Sie ist auch ganz klar zu gross, noch vor etwa zehn Jahren hatte die Partei einen Wähleranteil von über 40 Prozent. Stellt man sich nun vor, was dies bedeutet, merkt man bald, dass keine Partei ein so grosses Spektrum abzudecken vermag. Ein gewisses Potential des Freisinns, vorwiegend der rechte Flügel, hat in den letzten Jahren mangels Alternative zwar noch freisinnig gewählt, war jedoch politisch passiv. Diese Alternative will unsere Partei – notabene als Bundesratspartei – dem Solothurner Wähler nun bieten.

Der Wengianer: Die SVP setzt sich traditionell für die Bauern ein. Glauben Sie, vor allem in ländlichen Gebieten wie dem Bucheggberg, Fuss fassen zu können?

Hauser: Der Bucheggberg unterliegt anderen politischen Gesetzen als der übrige Kanton, man betrachte nur die vergangenen Regierungsratswahlen. Die beiden bürgerlichen Kandidaten haben zusammen nur 20 Stimmen mehr erzielt als der Sozialdemokrat. Ein solches Ergebnis müssen die Bürgerlichen, vorab die FdP, als Protest auffassen.

Der Wengianer: Ist der Grund für diese freisinnige Unterstützung der SP nicht eher der alte Streit der beiden bürgerlichen Parteien?

Hauser: Das ist ja die Schizophrenie, die wir im Kanton Solothurn haben: Wenn es darum geht, der anderen bürgerlichen Partei ein Bein zu stellen, so kennt keine von beiden ein politisches Credo mehr. Auch in dieser Beziehung sehen wir uns als eine Alternative.

Der Wengianer: Birgt die SVP-Neugründung nicht die Gefahr einer zusätzlichen Zersplitterung des bürgerlichen Lagers?

Hauser: Wenn die SVP ihren Platz sucht, so muss sie zwangsläufig dem einen oder dem anderen weh tun, das ist klar. Wir sind aber der Überzeugung, dass man langfristig den Bürgerblock besser zusammenhalten kann, als wenn immer wieder neue extreme Parteien auftauchen. Zum Beispiel die Lega im Tessin stellt da ein abschreckendes Beispiel dar.

Der Wengianer: Ihre Partei gibt sich betont freiheitlich. Gerade sie wehrt sich aber vehement gegen eine liberalere Drogenpolitik.

Hauser: Das ist ein heisses Eisen. Es ist so, dass man in der letzten Zeit auch in der Wirtschaft mit Drogenkonsumenten wieder strenger durchgreift. Im Beruf habe ich zudem die Erfahrung gemacht, dass man drogenabhängige Mitarbeiter, mit denen man vorher schon alles versucht hat, letztlich in geschlossene Kliniken einweisen muss. Das ist eigentlich unser Modell, ich bezweifle aber, dass es für dieses Problem Patentlösungen gibt.

Der Wengianer: Die Agrarpolitik, eine Domäne Ihrer Partei, ist ebenfalls stark reguliert. Wie lange können und wollen wir jährlich noch über sieben Milliarden für diesen Wirtschaftszweig ausgeben?

Hauser: In welchem Land ist die Landwirtschaft nicht verpolitisiert?

Der Wengianer: Wir haben zusammen mit Japan und Norwegen die höchsten Agrarsubventionen der Welt. Der Bauer ist doch längst kein Unternehmer mehr!

Hauser: Ein Bauer kann sich nicht am freien Markt orientieren, wie es bei einem Gewerbetreibenden der Fall ist. Unsere Landwirte erfüllen eine wichtige Aufgabe der Landschaftspflege. Ob man sie nun in Form von Subventionen unterstützt, oder ob man diese Arbeit bezahlten Landschaftsgärtnern überlässt, würde am Ende wohl auf dasselbe herauskommen. Diese sieben Milliarden, zweifellos eine enorme Summe, bleiben im Land, bleiben in diesem Sinne im volkswirtschaftlichen Kreislauf. Ich bin der Meinung, dass man durch Extensivierung und Direktzahlungen eine gewisse Entlastung erreichen kann. Ganz ohne Subventionen werden wir aber sicher nicht auskommen.

Der Wengianer: Was haben Sie für Perspektiven im Asylwesen?

Hauser: Im Moment läuft ja eine von der SVP lancierte Initiative, die leider häufig mit jener der Schweizer Demokraten verwechselt wird. Letztere ist eine brutale Initiative. Uns geht es darum, die Masseneinwanderung von Wirtschaftsflüchtlingen einzudämmen. Ebenso muss man das Schleppertum konsequenter bekämpfen. Dagegen wollen wir politisch Verfolgten wieder bessere Hilfe zukommen lassen.

Der Wengianer: Wie wir bei den Energievorlagen gesehen haben, ist eine extreme Initiative einer gemässigten zuträglich, wenn letztere im Schlepptau kommt.

Hauser: Das ist richtig. Bei der Unterschriftensammlung hat uns die SD-Initiative aber eher behindert. Dies wird aber bei der Abstimmung wahrscheinlich anders sein.

Der Wengianer: Ihre Partei ist in der Europa-Frage gespalten. Der Berner Ogi ist zum EWR-Zugpferd geworden, während der Zürcher Blocher als Bremser fungiert. Kommt das Programm aus Zürich oder aus Bern?

Hauser: Wir tendieren eher in Richtung Zürich. Man muss Blocher richtig interpretieren: Er sagt ganz klar, er sei nicht gegen die EG als solches, er sei gegen die EG in der heutigen Form. Wenn wir schon über Europa diskutieren, so brauchen wir die Zwischenstufe EWR nicht. Da müssen wir nur EWR-Recht übernehmen, haben aber nichts zu sagen. Innerhalb der EG gibt es Zentrifugalkräfte, die Gemeinschaft könnte schon in drei Jahren anders aussehen als heute. Dänemark hat die latente Unzufriedenheit an die Oberfläche gebracht. Weitere Beispiele wie Grossbritannien, Frankreich aber auch Deutschland auf Länderebene zeigen deutlich, dass der Brüsseler Zentralismus nicht mehr akzeptiert wird. Wir sind der Überzeugung, dass wenn die Diskussion in der Schweiz richtig anlaufen wird, dass dann die EG selber schon anders aussehen wird, demnach werden auch die Haltungen anders sein als heute. Dafür, dass Ogi zum EWR-Zugpferd geworden ist, sehe ich zwei Gründe: Erstens will er seinen Transitvertrag sauber verkaufen. Zweitens gibt es im EWR-Vertrag ein Austrittsszenario. Er betrachtet diesen Zwischenschritt als eine Art Europaverträglichkeitsprüfung der Schweiz. Blocher wird leider immer sehr plakativ zitiert. Tatsache ist aber, dass man ihn bis weit hinunter hinterfragen kann, er weiss, wovon er spricht.

Der Wengianer: Das Solothurner Parteiengefüge ist traditionell. Gibt es für Sie bei den kommenden Wahlen eine «Schmerzgrenze»?

Hauser: Mir hat ein alter SVP-Politiker einmal gesagt, dass es zwölf Jahre geht, bis eine Partei etabliert ist. Wir werden sicher weiterbestehen, auch wenn wir unsere Ziele nicht erreichen sollten. Diese Ziele werden im Moment noch ausformuliert, aber eines davon ist sicher, 1993 mit Fraktionsstärke ins Solothurner Parlament einzuziehen. CR

Einladung zur Generalversammlung der Alt-Wengia

vom 21. November 1992, Beginn 14.30 Uhr

Traktanden:

1. Protokoll der GV vom 16. November 1991, erschienen im Wengianer Nr. 5/91
2. Jahresbericht des Präsidenten
3. Jahresrechnung 1991/92, Budget 1992/93, Mitgliederbeitrag und Décharge
4. Konsultativabstimmung: GV Baugenossenschaft als integrierter Bestandteil der GV Alt-Wengia oder separat?
5. Mutationen
6. Ehrungen
7. Varia

anschliessend gemütliches Beisammensein im Landhaussaal

Inaktive, die in die Altherrenschaft aufgenommen zu werden wünschen, sollen ihr Aufnahmegesuch bis spätestens Samstag, den 31. Oktober 1992, beim Präsidenten, Urs F. Meyer v/o Servo, Kirchstrasse 99, 2540 Grenchen, einreichen!

GV 1992

A dr GV ässe mir Wengianer im Misteli! Schön wär's, wenn mir wider einisch chönnte säge: s Hus isch voll vom Kneiplokal unde über d Gaststube und em Säli bis ufe i die beide Stube im 1. Stock! Ässe cha me überall, und zwar öppis Speziells: Mittag (s. Menu) Abend (s. Menu)

Sälbverständlech cha me au eifach vo dr schöne und priswärte Spischarte usläse.

Mache mir Euch gluschtig? De reservieret doch bitte möglichscht gli.
Restaurant Misteli, A. Rüetschi, Tel. 065 22 32 81

Mittagsmenü

Kraftbrühe
mit Pfannkuchenstreifen

Glasierter Kalbsbraten
Gemüsebouquet, Kartoffelstock

Frischer Fruchtsalat

Fr. 34.–

Abendmenü

I.
Schweinhaxen «Cremolata»
Risotto, Salat
Fr. 14.50

II.
Geschnetzelttes Kalbfleisch
«à la crème»
Butternudeln, Salat
Fr. 17.–

Dessertempfehlung:
Gebrannte Crème
Fr. 6.–

Fronleichnamsummel 1992 von Aktiv- und AH-Komitee

Am diesjährigen Fronleichnamstag, morgens in der Frühe um 10.00 Uhr, begrüsst sich beim Westbahnhof in Solothurn seitens der Aktiven lediglich Swan und Cicero (beide ziemlich blass und ruhig wegen der Falkensteinkneipe vom Vorabend; der FM und CR erschien übrigens ganz in Weiss gekleidet, farblich abgestimmt zu seiner Gesichtsfarbe) und seitens des AH-Komitees Servo mit Sabine und Catherine, Irene solo Satz sowie Paris mit Franziska und Judith. Die übrigen Adressaten der präsidialen Einladung hatten sich (zum Teil kurzfristig wegen Falkensteinkneipe, WK, Arbeitsüberlastung, Familienfest) leider entschuldigen lassen müssen. Dies führte dazu, dass bei diesem Ausflug die Personen weiblichen Geschlechts die Mehrheit repräsentierten und einigen Druck auf uns Wengianer ausüben konnten. So wollten Catherine und Judith den ganzen Tag gerne bedient und begrapscht werden, Sabine und Franziska liessen uns am vereinbarten Treffpunkt auf den verdienten Apéro warten und Irene bestimmte auf ihrem Halbrennvelo das horrendes Fahrtempo. Unsere vom Vorabend gezeichneten Jungen vermochten nur mit Mühe mitzuhalten.

Auf der Fahrt durch das zukünftige Naturschutzgebiet entlang der Aare Richtung Westen kamen Irene und die vier Wengianer an einigen malerischen Punkten vorbei, wo sich gut verweilen liesse. Die durch die Holpererei geplagten Allerwertesten erfuhren indessen erstmals in Altreu Linderung. Zum Glück gibt es dort die Storchensiedlung, die zu besichtigen sich eben immer lohnt. Unweit des Flugplatzes Grenchen, neben einer Römerbrücke, hätten wir mit kühlem Weisswein empfangen werden sollen. Doch ausser summenden Mücken und startenden wie kreisenden Motorseglern bewegte sich nichts für das Auge Erkennbares. Die Verzweiflung und der Durst stiegen. Gerade als man sich wieder auf die Räder mühen wollte, erblickte Servo in der Ferne ein Auto. Erkennungszeichen: zwei Kinderwagen auf dem Dachträger. Hurra, das waren unsere vier Frauen mit dem Treibstoff für uns.

Nach ein paar odentlichen Schlucken davon lockerten sich unsere angespannten Muskeln und schwungvoll fuhren wir weiter bis zum Kirchlein in Staad. Fünf Schritte daneben, wunderbar direkt an der Aare gelegen, befindet sich der Grillplatz der Bürgergemeinde Grenchen, wo die Getränkeharasse mit ihrem wertvollen Inhalt sofort ins Flusswasser zwecks Kühlung gestellt und im Cheminée angefeuert wurde. Kurz darauf machte sich der verführerische Duft von grilliertem Fleisch bemerkbar, welches zusammen mit verschiedenen Salaten und herzhaften Mütschli den mächtigen Hunger zu stillen vermochte. Mit vollem Bauch

und Strassenschuhen sollte man ja nicht ins Wasser gehen, aber wenn es darum geht, unsere durch die von der «Siesta» verursachten Wellen gekenterten und davonschwimmenden Gebinde zu retten, kann dieser Grundsatz keine Gültigkeit mehr beanspruchen. Das muss sich in dieser dramatischen Situation wohl auch Paris gesagt haben. Nach dem glückten Einsatz legten sich zum Trotz fast alle zur wirklichen Siesta an der Sonne oder im Schatten einer blühenden Linde nieder. Angesichts der bevorstehenden und bedrohlich näherrückenden Heimfahrt das einzig Richtige, um neue Kräfte zu sammeln.

Kurz vor 17.00 Uhr bestiegen ausser Swan (dieser muss unheimlich beschäftigt sein, denn selbst an einem Feiertag hetzten ihn die Termine, so dass er sich früher verabschiedete) alle wieder ihr entsprechendes Fahrzeug. Ohne einmal anzuhalten, fanden alle wohlbehalten, aber teilweise von den Strapazen gezeichnet, zurück nach Solothurn, wo sich die Fronleichnamsummler am Dridoweso sogleich den Staub von den durstigen Kehlen spülten und diesen gelungenen Anlass zur Tradition erklärten, so dass sich die Komiteemitglieder auf jenen des nächsten Jahres freuen dürfen.

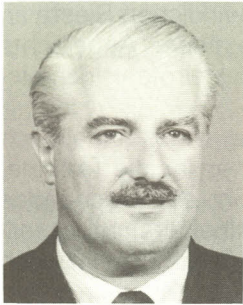
Martin Schneider v/o Paris

Liebe Wengianer

Ich möchte Euch allen ganz herzlich danken für die prompte Einzahlung des Mitgliederbeitrages 1991/92. Ein grosser Dank gebührt allen edlen Spendern, ohne die unsere Verbindung gar nicht existieren könnte. Da die GV 1992 vor der Türe steht, möchte ich alle diejenigen, die noch nicht einbezahlt haben, herzlichst bitten, möglichst rasch den Beitrag von Fr. 60.– auf unser PC-Konto 45-227-3 einzuzahlen

Mit Weniganergruss

Gaudenz Flury v/o Satz
Quästor der Alt-Wengia



Kurt Ledermann v/o Spohn

Kurt Ledermann wurde am 19. November 1906 in Langendorf geboren. Dort verlebte er, zusammen mit seinem jüngeren Bruder Hugo Ledermann v/o Hobu und seinen Cousins, fröhliche Jugendjahre rund um die Familienschreinerei seiner Eltern und, wie er sich ausdrückte, «in einem heute nicht mehr vorstellbaren Freiraum».

Dieser glücklichen Kindheit folgte eine ernste, prägende Jugendzeit, mit den Problemen der Kriegsjahre, welche den Vater jeweils für lange Perioden unter die Fahne riefen und die Mutter zwangen, für ihre Familie grösstenteils selber zu sorgen. 1918 folgten noch der Generalstreik und die Grippeperiode, in welcher die geliebte Mutter aufopfernd die erkrankten Hausbewohner pflegte und umsorgte, bis sie, am Ende ihrer Kräfte angelangt, ihrerseits an Tuberkulose erkrankte. Sie litt acht Jahre an dieser Krankheit, bis sie kurz nach Kurts 20. Geburtstag erlöst wurde.

Spohn sagte von sich selber, dass diese Erlebnisse seiner Jugendjahre ihn zu einem eher ernsten, zurückhaltenden Menschen formten, dem Ausgelassenheit und lautstarkes Feiern fremd blieben.

In diese tragische Krankheitszeit seiner Mutter fiel Kurts schulische Ausbildung. Nach der Sekundarschule Solothurn besuchte er von 1921–1924 die Handelsabteilung der Kantonsschule, anschliessend die Ecole Supérieure in Neuenburg, um abschliessend noch eine praktische Lehre in einer Solothurner Uhrenfabrik zu absolvieren.

Von 1927–1929 holte sich Spohn erste Berufserfahrungen in einer Genfer Uhrenfirma, um dann für sechs Jahre nach Algerien auszuwandern.

Hier war er als Buchhalter zuerst in einer Grossgarage und Transportunternehmung und später in einer verwandtschaftlichen Gartenbaufirma tätig und lernte dabei ganz Nordafrika bis hinunter in die Sahelzone gründlich kennen.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz entschloss sich Spohn, wieder in der hiesigen Uhrenindustrie Fuss zu fassen. Nach einiger Zeit bei seiner früheren Genfer Arbeitgeberin, wo er sich Erfahrungen im Werbefach aneignen konnte, übersiedelte er nach Biel zu einem grossen Uhrenkonzern. Seine sprachlichen und bereits grossen beruflichen Kenntnisse ermöglichten Spohn hier einen raschen Aufstieg, vom Bürochef über den Verkaufschef zum Produktionsleiter, bis er 1944 in die Sektion

für Uhrenindustrie des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes berufen wurde.

Dieser Berufung wurde er sicherlich gerecht, folgte doch auch in Bern ein für die damalige Zeit beispielhafter Aufstieg über den «Leiter der technischen Dienste» und den «Adjunkt des Generalsekretärs EVD» bis zum Sektionschef L1A.

Auch nach seiner Pensionierung 1972 war Spohn nicht untätig. Zuerst führte er seinen Nachfolger, welcher nun im BIGA eingegliedert war, ein und half noch ein Jahr lang mit, die Schwierigkeiten bei der Einführung des neuen Uhrenstatuts zu überwinden.

Ab 1973 war er dann noch bis ins 80. Lebensjahr hinein als Experte für das «Institut für die Qualitätskontrolle in der schweizerischen Uhrenindustrie (CTM)» in Neuenburg tätig.

Familiär darf nachgetragen werden, dass Kurt Ledermann 1937 die Bekanntschaft von Elisabeth Fasnacht aus Solothurn machte und sich mit ihr im September 1940 verheiratete. Der Ehe entspross 1945 die Tochter Katharina.

Frau und Tochter umsorgten Spohn bis zuletzt, als ihm Herz- und Kreislaufbeschwerden langsam zu schaffen machten.

Abschliessend kann zum Menschen Kurt Ledermann gesagt werden, dass er durch seine Jugend und durch die Krisenzeit der dreissiger Jahre geformt und geprägt wurde. Er lernte tüchtig und exakt arbeiten und tat dies sein Leben lang. Dank seiner hohen Fachkenntnisse war er «gefürchtet» bei den dubiosen, etwas zwielichtigen Gestalten und Organisationen in den Randbereichen der Uhrenindustrie – aber auch äusserst geschätzt bei den Uhrenverbänden und der Schweizerischen Uhrenkammer.

Wenn wir heute als Wengianer von Spohn Abschied nehmen, möchte ich ihm hier ein letztes Mal danken!

Spohn war ein treuer und sehr aktiver Wengianer. Er wirkte lange Jahre als guter Präsident des Berner Altherrenstammes und verwaltete ihn gewissenhaft. Zum Hock erschien er auch nach seiner Präsidentschaft regelmässig, bis er vor einigen Jahren von der Stadt aufs Land hinauszog und ihm die Anreise langsam zu beschwerlich wurde.

Ein Grossanlass war für ihn das Hundertjährige vor acht Jahren. Er sass mit strahlendweisser Haarfülle, mit verdientem Stolz und zufriedener Abgeklärtheit in der Ehrenkutsche des Umzuges. Es war für ihn ein glücklicher Tag. Und mit diesem Bild in den Herzen nehmen wir heute Abschied von unserem Spohn!

Paul Affolter v/o Piccolo und
Hugo Freudiger v/o Mungg

Hans-Ulrich Wyss v/o Pirsch

Entzückte uns nicht eben noch das frohe Feuer in unseres Freundes offenem Blick? – Die Nacht fiel vom Himmel, und uns blieb nur noch die Erinnerung. Wehmutsvoll empfinden wir, was wir verloren haben, wenn wir unseres verstorbenen Freundes gedenken. Wir werden ihm, wie man sagt, ein treues Andenken bewahren, aber wie blass und farblos, wie kraftlos sind Erinnerungen, verglichen mit der lebendigen Gestalt.

Zusammen mit der Trauerfamilie nahm am 20. August ein grosser Teil der bucheggbergischen Bevölkerung und eine beträchtliche Anzahl Wengianer in der Kirche Mühledorf Abschied von Hans-Ulrich Wyss v/o Pirsch.

Er erblickte am 6. September 1917 als Sohn des Adolf Wyss und der Anna, geborenen Mollet, in Hessigkofen das Licht der Welt. Kaum ein Jahr alt, verlor er seinen Vater während der Grippezeit. In engem Verhältnis zu seiner Mutter und zu seiner älteren Schwester durfte er dennoch eine glückliche Kindheit und Jugendzeit erleben. Besonders sein Onkel, Hans Wyss aus Bern, lehrte ihn hineinzuschauen in die Geheimnisse der Natur und weckte so den Drang nach Erkenntnis und Wahrheit. Zeitlebens blieb ihm denn auch das Staunen vor den Wundern der Schöpfung erhalten. Pirsch besuchte die Primar- und die Bezirksschule in Hessigkofen und anschliessend das Gymnasium in Solothurn. Für ihn erwachsen damals viele neue Beziehungen und Freundschaften. Ganz besonders aber genoss er die ernsthafteren und geselligen Anlässe unserer Studentenverbindung. Offenbar eng verbunden blieb er mit seinem Klassenkameraden und Couleurbruder Hansrudolf Renfer v/o Sod, dessen Nachruf er noch verfasst hat.

Nach der Matur begann er in Bern das Studium der Medizin, das er 1944 mit dem Staatsexamen und dem Dokortitel abschloss. Während seiner Studienzeit bestand er die Rekrutenschule und leistete im Zweiten Weltkrieg seinen Aktivdienst in einer Sanitätskompanie, wo er seine Pflicht als Oberleutnant erfüllte.

1945 verheiratete sich Pirsch mit Fräulein Elisabeth Bickel, die er während der Studienzeit in Zürich kennengelernt hatte. Die beiden verbrachten ihre Assistentenjahre gemeinsam in Zürich und in Glarus. Zu jener Zeit wurden ihnen die beiden Töchter, Elisabeth und Anna Barbara, geschenkt.

Drei Jahre später kehrte Pirsch mit seiner Familie nach Hessigkofen zurück. Mit dem frischen Eifer eines für seinen Beruf Begeisterten eröffnete er zusammen mit seiner Ehefrau eine Arztpraxis. Von Anfang an begegnete Pirsch seinen Patienten in taktvoller Art und Weise. Durch seine lebenswürdige Teilnahme gewann er das Vertrauen weiter Kreise. Auf viele Leidende wirkte er beruhigend und fast väterlich ein. Kurz gesagt: Er war ein Arzt, wie ihn der Bucheggberg brauchte – ein Arzt, der auch mitten in der Nacht seine Pflicht wahrnahm. Siebenunddreis-

sig Jahre lang hat er eine gesegnete Tätigkeit gefunden, aber dabei wohl auch manch bitteren Augenblick erleben müssen.

Seines Lebens grösste Freude war ihm jedoch die Familie, und auch das Wohl seiner beiden Enkelinnen und seiner vier Enkel lag ihm sehr am Herzen. Er verstand sich gut mit ihnen und wusste allen auf seine Art gerecht zu werden.

Einen Teil seiner Freizeit opferte er aktiv der Erhaltung ursprünglicher Lebensräume der Tiere und der Pflanzen. Im Wengimoos oder im «Möösl» beim Erlenhof beobachtete er aufmerksam die Geschehnisse und war besonders besorgt um den Schutz seltener Arten. Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben war seiner Seele tief eingepägt und seine innerste Triebkraft im Beruf wie im Privatleben.

Der Gemeinde Hessigkofen diente Pirsch viele Jahre lang als Präsident der Primarschule. Trotz grosser Beanspruchung entzog er sich auch den sozialen Belangen nicht, gab er doch im Vorstand der Pro Juventute oder im Jugendfürsorge-Verein manch weitsichtigen Rat. Als Vertreter seines Berufes arbeitete er auch im Vorstand der Solothurnischen Ärztesgesellschaft und der Schweizerischen Ärztekammer mit.

1985 gaben Pirsch und seine Ehefrau, die ebenfalls als Ärztin tätig war, ihre Praxis auf. Er seinerseits fand nun reichlich Beschäftigung in seinem Garten, in der Hofstatt und im Wald, den er zusammen mit seinem Pächter eifrig pflegte.

Im Frühling dieses Jahres machten sich erste Anzeichen einer Krankheit bemerkbar. Man hoffte auf baldige Genesung, aber dennoch waren die Tage gezählt. Pirsch konnte sich trotz seines starken Lebenswillens nicht mehr erholen und wurde uns am 14. August entrissen.

Wir Bucheggberger-Wengianer verlieren mit Pirsch einen lieben und treuen Couleurbruder. Viele Bilder, die er bei unseren Anlässen fotografiert hat, zieren unser Stammbuch. Sein geistiges Wesen möge uns über seinen Tod hinaus erhalten bleiben.

Gaston Girardet v/o Rumpu

Pfingstreise 1992

Auch dieses Jahr kam wieder eine ordentliche Zahl Wengianer am Pfingstsonntagmorgen zur Pfingstreise am Hauptbahnhof zusammen. Mit Rücksicht auf die vorabendliche Fuxifizierungskneipe trafen wir uns nicht allzu früh, aber dennoch konnte man einigen Täuflingen den übermässigen Konsum der Droge No. 1 auf den ersten Blick noch ansehen. Natürlich hätte etwas nicht gestimmt, wenn auch Quart, wie abgemacht, 20 Minuten vor Abfahrt des Zuges am Treffpunkt gewesen wäre. Aber immerhin, er schaffte es gerade noch. Seine regelmässigen Verspätungen sind damit zu erklären, dass sich Quart jeweils zu der Zeit auf den Weg macht, wenn er bereits dort sein sollte.

Zuerst ging es bis Olten, wo wir bereits umsteigen mussten. Auf dieser kurzen Strecke löschten die meisten den Nachbrand. Nur zwei ganz Harte degustierten ihren Kirsch, den sie im Flachmann mitgebracht hatten. Nachdem wir noch verschiedene Zeitungen und ein paar Hefte gekauft hatten, ging die Reise im Intercity weiter. Glücklicherweise besass dieser Zug einen Speisewagen, was die Reisezeit angenehm verkürzte. Denn bereits waren die «Day after»-Erscheinungen soweit verschwunden, dass wir wieder in den Hopfen steigen konnten.

In Locarno angekommen, suchten wir vorerst einmal unser Hotel, um unser Gepäck vor der gastronomischen Stadtbesichtigung loszuwerden. Während wir unsere Zimmer bezogen und uns kurz hinlegten, begann Cicero mit Venom darüber zu philosophieren, wie es für ihn sei, mitten in der Nacht aus Nikotinmangel zu erwachen und schlaftrunken nach Zigaretten zu suchen.

Zuerst machten wir uns auf die Suche nach einer geeigneten Pizzeria oder einem Grotto, wo man gut essen kann, ohne zuviel bezahlen zu müssen, denn das Geld sollte ja auch noch für ein, zwei Bierchen reichen. Wir fanden einige Restaurants, die unseren Vorstellungen entsprachen, und jeweils gingen wir kurz hinein, um bei einem Apéritif die Speisekarte näher unter die Lupe zu nehmen. Schliesslich konnten wir uns entscheiden. Doch obwohl es eine sehr gemütliche Pizzeria war, blieben wir nicht allzu lange sitzen, denn wir hatten noch anderes vor. Es folgte nun ein ausgedehnter Spaziergang durch Locarno, der in einem ruhigen Bistro endete. Dort konnten wir sogar Kantzen singen und dem Bierkonsum ausgiebig frönen. Es war schon ziemlich spät am Abend, als wir das Bistro gut gelaunt verliessen, um das Nachtleben weiter zu geniessen.



Die Delegation am «Tag danach». V.l.n.r.: Exodus, Laladi, Lobby, Swan, Venom, Bohème, Voice, Cicero und Quart.
Bild: Mötley

Irgend einmal fanden wir ein gutes Pub. Das Bier dort war nicht gerade billig, war wir aber erst am andern Morgen merkten. Als Exodus auf seine ganz persönliche Weise in Erscheinung trat, wurde es für uns langsam Zeit zu gehen. Wir hatten die Hoffnung eigentlich schon aufgegeben, etwas zu finden, das offen war. Doch siehe da, der Kursaal Locarno hatte seine Tore noch nicht geschlossen. Hierbei muss ich bemerken, dass es für ein paar von uns, den Autor dieses Berichtes eingeschlossen, besser gewesen wäre, man hätte uns nicht mehr Einlass gewährt. Schlussendlich kamen wir doch noch alle ins Bett, sei es auf direktem Wege oder an dubiosen Rotlichtliegenschaften vorbei.

Am folgenden Morgen wurde erst einmal richtig ausgeschlafen und ausgiebig gefrühstückt, falls überhaupt Appetit vorhanden war. Dann wurde beraten was man unternehmen könne, wobei wir beschlossen, mit dem Bus nach Ascona zu fahren und von dort aus per Schiff die Insel Brissago, mit ihren wunderschönen Gartenanlagen, zu besuchen. An diesem zweiten Tag ging es wesentlich ruhiger zu und her, und schliesslich standen wir am späteren Nachmittag rückreisebereit am Bahnhof Locarno.

Trotz einigen kleinen Zwischenfällen war die Pfingstreise auch dieses Jahr wieder ein voller Erfolg.

Philippe von Burg v/o Laladi

Exkursion in die von Roll AG in Gerlafingen

Auf Swan's breitgefächertem Semesterprogramm war für den 10. 6. 92 eine Führung unter der Leitung von AH Heinz Schlupe v/o Pum durch die von Roll festgelegt. Einem solchen Leckerbissen konnten einige Wengianer verständlicherweise nicht widerstehen. Pünktlich zur Sekunde um 16.00 Uhr wurden wir dann von Pum in Gerlafingen auf dem Areal der von Roll AG empfangen. Zuerst führte uns Pum ins ehemalige Direktorengebäude, in dessen Räumlichkeiten wir uns einen Einstiegsfilm ansahen.

Die von Roll AG gehört zum Bereich der Stahlindustrie. Stahl ist eine Eisen-Kohlenstoff-Legierung mit wenige rals 2% Kohlenstoff. Alle schweizerischen Stahlwerke erschmelzen ihren Rohstahl aus Schrott, weil es in der Schweiz nur wenig Erz mit hohem Eisenanteil gibt. Schrott und Elektrizität zur Produktion von Stahl sind jedoch in ausreichendem Masse vorhanden. Der im eigenen Lande anfallende Schrott wird nahezu vollständig von den Stahlwerken und Giessereien übernommen. Es findet seit langem ein Recycling im grossen Stile statt, allerdings ohne mit der für dieses Thema heutzutage üblichen Publizität. Zur von Roll AG gehört das älteste Stahlwerk der Schweiz in Gerlafingen, in dem bereits 1823 stahlähnliche Eisenluppen erzeugt wurden. Hier haben sich über 160 Jahre Know-how angesammelt, die, zusammen mit modernen Produktionstechnologien, Gewähr für höchste Qualität bieten. In Gerlafingen arbeiten rund 650 qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, welche jährlich einen Umsatz von 200 Millionen harten Schweizer Franken erwirtschaften.

Nach diesen Einstiegssequenzen bewaffneten wir uns mit Schutzhelm und Kopfhörer, denn der Rundgang durch das weitläufige Firmenareal und die grossen Hallen begann nun. Der nach Gerlafingen transportierte Schrott gelangt zuerst in die Giesserei; dort wird er verflüssigt und entsprechend dem Verwendungszweck und den gewünschten Eigenschaften können weitere Elemente wie Silizium, Mangan, Chrom, Nickel, Molybdän zulegiert werden. In der Schmiede wird der zu Stranggussknüppel oder Blockformen erstarrte Stahl unter Anwendung modernster Schmiedetechnologie bearbeitet, welche mich besonders beeindruckte. Als wir nämlich die Schmiede passierten, wurde in unmittelbarer Nähe eine 10 Tonnen schwere Turbinenwelle in glühendem Zustand mittels 40 Tonnen Gesenkschmiedehammer zentimetergenau zurechtgedonnert. Die 900° C, die von der Turbinenwelle abgestrahlt wurden, brachten uns vielleicht ganz schön ins Schwitzen; kein Wunder kriegen die Arbeiter Wärmezulage. An die Schmiede angeschlossen

sind die mechanischen Bearbeitungswerkstätten. Hier drehen, bohren, hobeln, fräsen, schleifen und sägen Fachkräfte aus freiformgeschmiedeten Rohlingen Fabrikate höchster Präzision für die in- und ausländische Industrie. Zudem erklärte uns Pum die Funktionsweise der beiden Walzstrassen und der damit verbundenen Herstellung von Draht, welche durch ungeheure Genauigkeit und Geschwindigkeit zu überzeugen vermag. Die von Roll AG produziert weltweit mit Hilfe der oben erwähnten Anlagen: Betonstähle, Armierungsnetze, Rohrsysteme, Turbinen, Antennentürme, Basismaterial für Leiterplatten, Seilbahnen und Monorails. Letztere verkehrten nicht nur in zahlreichen Freizeitparks und Ausstellungen (Weltausstellungen 1986 in Vancouver und 1988 in Brisbane), sondern auch als städtisches Nahverkehrsmittel; besonders in der australischen Metropole Sydney bewährt er sich seit langem.

Auf diese höchst interessante und informative Besichtigung folgte ein gemütliches Beisammensein mit Beinschinken, Kartoffelsalat und ein paar Bierchen im nahe gelegenen Restaurant Gerlafingerhof. Ich möchte an dieser Stelle noch einmal im Namen aller Anwesenden unserem Altherren Heinz Schluop v/o Pum für diese tolle und fachkundige Führung durch die von Roll AG sowie das anschliessende Essen herzlich danken; ebenfalls hoffe ich denjenigen, die an der Exkursion nicht teilnehmen konnten, einen kleinen Einblick in die Tätigkeiten der von Roll AG vermittelt zu haben.

Beat Schaller v/o Guli

Das Gehirn: Vorstoss in unbekannte Welten

«Es ist die Frage, ob der Mensch überhaupt erschöpfend begriffen werden kann in dem, was von ihm wissbar ist.»

Karl Jaspers, 1883–1969

1. Geschichtliches

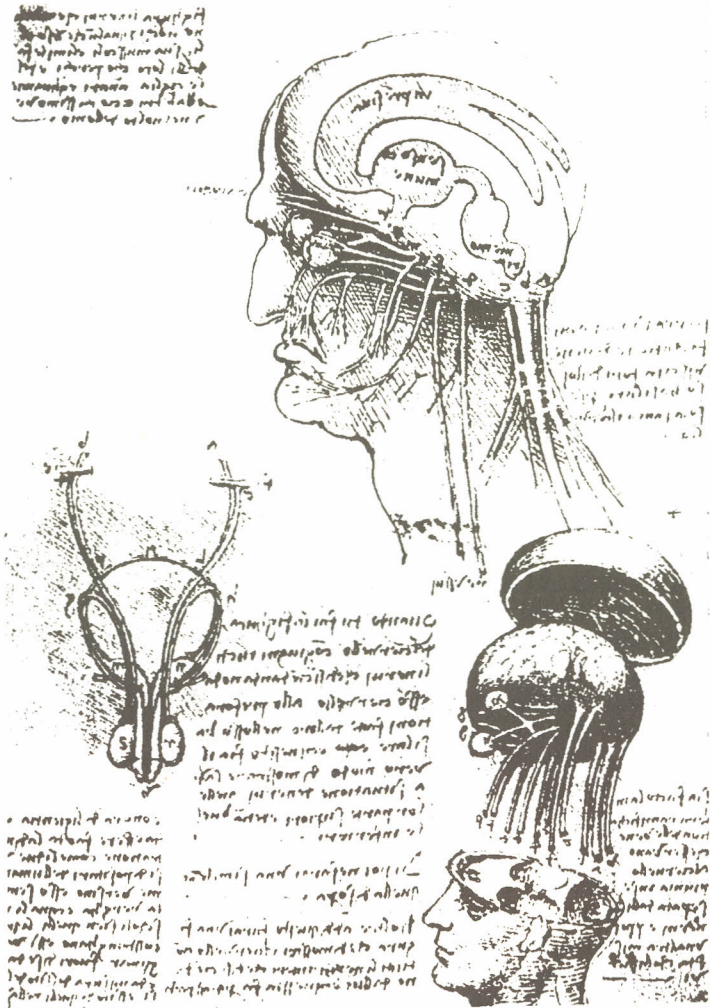
Das Encephalon – das Gehirn – hat die Menschheit seit dem Altertum interessiert. Die Theorie des Gehirns als Sitz der Seele oder des Geistes ist mehr als 2500 Jahre alt.

Alkmaion aus Kroton, der um 500 v. Chr. lebte, soll die optischen Nerven, die die Augen mit dem Gehirn verbinden, als erster entdeckt

haben. Er scheint der erste Philosoph gewesen zu sein, der Empfindung und Geist im Gehirn ansiedelte. – Aristoteles sah den Menschen als animal rationale – als vernunftbegabtes Lebewesen; schon er machte sich Gedanken zum Leib-Seele-Problem.

Die Anatomie hat seit da Vinci (welcher erste, verbotene Sektionen am Menschen durchführte) und Harvey grosse Fortschritte gemacht; Medizin und Biologie haben Enormes vollbracht, unser Weltbild entscheidend revolutioniert.

Ende des 19. Jahrhunderts hat der spanische Neuroanatom Ramón y



Darstellung des Gehirns von Leonardo da Vinci (1452–1519)

Cajal seine Neuronentheorie aufgestellt: das Nervensystem sei aus Nervenzellen (Neuronen) aufgebaut, die keinen Zellverbund bilden. Zu derselben Zeit hat zudem Sherrington die Existenz interneuroner Kontaktstellen – die sogenannten Synapsen – postuliert. Auf diesen Theorien fussend errichtete die Neurowissenschaft ihr Gebäude.

Während die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse über das Gehirn weitgehend akzeptiert wurden, stritt man sich seit Homer über das Leib-Seele-Problem: besonders die atomistisch-materialistische Theorie fand zahlreiche Anhänger. Dieser Theorie zufolge soll das Gehirn und damit auch das Bewusstsein auf rein physikalischer, atomarer Ebene verstanden werden können. Offensichtlich immaterielle psychische Vorgänge, Dinge wie Gedanken, Vorstellungen, Theorien oder Argumente etwa, werden als materiell angesehen oder – einfacher noch – geleugnet. 1977 haben es Sir Karl Popper – der wohl bedeutendste Philosoph unserer Zeit – und Sir John Eccles – der berühmte Gehirnphysiologe und Nobelpreisträger – unternommen, den radikalen Physikalismus und Materialismus zu widerlegen. Ihr hervorragendes Werk «Das Ich und sein Gehirn» ist ein Plädoyer für die Wechselwirkung zwischen Gehirn, Ich und Körper.

Der immense Fortschritt, die Flut von wissenschaftlichen Publikationen darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir nahezu nichts verstehen: das Gehirn bleibt nämlich (vorerst nur?) ein weisser Fleck auf den Landkarten der Naturwissenschaftler. Halten wir uns die Sokratische Einsicht vor Augen: «Ich weiss, dass ich nichts weiss, und kaum das.»

Die Erforschung des Nervensystems, der Psyche ist zu einem multidisziplinären Feld geworden: ganze Scharen von Neurobiologen, Neurologen, Pharmakologen, Linguisten, Mathematikern, Informatikern und Philosophen versuchen, das Unbekannte zu ergründen. Die Gefahr ist allerdings, dass viele Forscher ob lauter Details «den Wald vor lauter Bäumen» nicht mehr sehen, sich somit nicht die essentiellen, radikalen («an die Wurzel» gehenden) Fragen stellen.

2. Unermessliche Komplexität

Die Nervenzellen lassen sich mit keinem anderen Zelltyp vergleichen; es existiert zudem eine grosse Anzahl von verschiedenen Nervenzellarten. Sie speichern Informationen und leiten sie in Form elektrochemischer Signale weiter. Schätzungen besagen, dass es etwa 100 Milliarden Neuronen im menschlichen Gehirn gibt. Zwischen ihnen bestehen Verknüpfungen aus Nervenästchen, deren Anzahl mit 100 Billionen geschätzt wird. Allein schon die Betrachtung der Grosshirnrinde (Cortex) versetzt uns in massloses Staunen: dort existieren säulenartige, neuronale Einheiten (Kolumnen), 2 Milliarden an der Zahl, und jede solche Einheit umfasst bereits etwa 10 000 Neuronen. Ein Netzwerk, dessen Komplexität alles übertrifft, was es im Universum an uns Bekanntem gibt.

Um so merkwürdiger mutet es an, wenn Informatiker in Minskyscher Manier meinen, sie könnten Computer bauen, die uns an Intelligenz und Komplexität übertreffen. Es wird wohl nie einen Computer geben, der auch nur annähernd wie unser Gehirn funktioniert oder gar Bewusstsein entwickelt. F. A. Hayek meint, dass jeder «Apparat» nur von einem Ding höheren Organisationsgrades verstanden werden könne. Mir scheint, Hayek hat vollkommen recht. Es ist paradox: ein Gehirn versucht, ein Gehirn zu verstehen. 100% Selbsterkenntnis?

Wir beginnen erst zu begreifen, was in unserem Kopf passiert. Besonders die Nervenimpulsleitung wird intensiv erforscht. Wie erkennen wir unsere Umwelt, wie werden Töne, Düfte und Schmerzen verarbeitet? Besteht eine reelle Chance, sich in diesem Wirrwarr von chemischen Substanzen, Impulsen, Nerven, Synapsen und Zellen zurechtzufinden? 100 Milliarden Neuronen: etwa 8mal mehr Gehirnzellen als es Sterne in unserer Milchstrasse gibt!

Kann man, darf man das Gehirn in reduktionistischer (man ist versucht zu sagen: nihilistischer) Sehweise als grauen Zellklumpen, als eine Sache von Atomen, Molekülen und elektrochemischen Strömen betrachten?

3. Der wissenschaftliche Fortschritt

Die Wissenschaft hat das Gehirn zu einem vorrangigen Ziel der Erkenntnis erklärt. Die von Descartes gezogenen Grenzen zwischen Psyche und Physis sind heute kein Thema mehr: man akzeptiert, dass es so etwas wie eine Einheit von Körper und Geist gibt. Doch was ist damit gewonnen?

Für die Hirnforschung gibt es keinen «Königsweg». Anfänglich mussten gewisse Hirnteile willkürlich beschädigt werden, um anhand der Ausfallerscheinungen die Funktionsweise dieser Teile verstehen zu können. Die Opfer der beiden Weltkriege haben so oft trauriges Studienmaterial für Gehirnchirurgen abgegeben.

Heute werden mit kompliziertesten Geräten Gehirnströme abgeleitet, Bilder vom Gehirn hergestellt, mit ultrafeinen Glaskapillaren psychoaktive Substanzen in Nervenzellen eingebracht. Man misst die elektrische Spannung inner- und ausserhalb von Nervenbündeln, man analysiert Überträgersubstanzen an den Synapsen. Oft winkt der Nobelpreis für bahnbrechende Entdeckungen am Gehirn. Inzwischen glaubt man sogar, einen spezifischen 40-Hertz-Takt, der für gewisse Hirnteile typisch sein soll, entdeckt zu haben. Ein Brummtönen im Kopf? Wissenschaftler bauen nervenzellenähnliche Mikrochips, bringen Computern die Grundzüge menschlicher Sprache bei. Wie aber macht man dem Rechner klar, dass «Affe frisst Frucht» und nicht «Frucht frisst Affe» logisch richtig ist? Die Prinzipien menschlichen Denkens einem Computer beibringen zu wollen, erscheint als aussichtslos.

Auch die Schweiz ist aktiv an der Hirnforschung beteiligt. Besonders das 1894 gegründete Hirnanatomische Institut in Zürich hat Berühmtheit erlangt. Hier hat K. Akert begonnen, die Mikrostruktur der Synapsen zu untersuchen. 1949 hat der Zürcher Physiologe W. R. Hess den Nobelpreis für seine Entdeckungen am Zwischenhirn erhalten. An der Universität Basel hat der bekannte Schweizer Zoologe A. Portmann die Cerebralisation der Wirbeltiere untersucht. Ebenfalls in Basel hat M. Monnier eine Substanz gefunden, welche den natürlichen Schlaf beeinflusst. In Bern gelang es, spezielle Hirnbahnen sichtbar zu machen. Die Universität Bern hat zudem einen guten Namen in der Erforschung von Neurotransmittersystemen.

Die Forschung ist unübersehbar facettenreich und komplex geworden. 1975 hat eine führende neurowissenschaftliche Zeitschrift allein 18 Bände mit insgesamt 9000 Seiten herausgebracht. Eine Zeitschrift von vielen! Das mag den wissenschaftlichen Fortschritt eindrucksvoll verdeutlichen. Jedes neue Resultat, jede neue technische Methode zieht eine ganze Flutwelle neuer Erkenntnisse nach sich: ein endloser Prozess.

4. Schlussbetrachtungen

Nicht alle Wissenschaftler halten das Gehirn für eine rein physikalisch-chemische Sache. Und das ist gut so. Denn auch die Frage nach dem Schöpfer stellt sich. Ist ein kleines Männchen – ein Homunculus – ans Hirn gekoppelt, wie John Eccles glaubt? Ist das Gehirn eine Schöpfung Gottes oder nur das Produkt der Evolution?

Zumindest steht für mich fest: Menschen und Tiere haben nichts mit Maschinen und Automaten gemein. Solche Konstruktionen besitzen kein Eigenleben, kein Bewusstsein, keine Gefühle und Gedanken; sie können nicht über sich und die Umwelt reflektieren – auch wenn diese Vorstellungen Jacques Monod wohl gefallen würden. Auch die Analogie Gehirn-Computer ist nur sehr begrenzt brauchbar und sinnvoll.

Sind wir so beschaffen, dass wir unser Gehirn und damit uns selbst nie verstehen werden können? Die Frage ist belanglos. Sie hindert uns nämlich keineswegs daran, immer Neues zu erkunden, neues Wissen zu gewinnen. Nicht das Ziel ist wichtig, sondern der Weg. Dieser Weg eröffnet uns ungeahnte Einsichten, Möglichkeiten, Chancen.

Wenn Astrophysiker wie Stephen Hawking an einer vereinheitlichten Theorie des Universums arbeiten, warum sollten dann nicht auch andere Forscher versuchen, das Gehirn zu verstehen? Computer-Wissenschaftler Emerson Pugh gibt zu bedenken. «Wenn das Hirn so einfach wäre, dass wir es verstehen könnten, dann wären wir so einfach, dass wir es nicht könnten.»

Faktum: das Gehirn ist und bleibt ein faszinierendes Mysterium.

Thomas K. Flatt v/o Venom, 1. SR.

Die Frage nach dem Lebensstandard

Der Lebensstandard unterscheidet sich von Mensch zu Mensch. Große Differenzen diesbezüglich existieren zwischen den verschiedenen Kulturen unserer Erde. Man fragt sich zum Beispiel: Wie leben wir im Vergleich zu anderen Menschen? Haben wir die optimale Lebensführung? Leben wir eigentlich besser oder schlechter als die Menschen in anderen Kulturen und erst noch zu anderen Zeiten?

Beim Durchblättern des deutschen PM-Magazins stiess ich auf einen Bericht, der mich über diese Fragen ein wenig aufklären sollte.

Die Frage «Wie lebe ich richtig?» ist selbstverständlich eine alte, interessante, hochphilosophische Frage. Doch es geht mir hier in meinem Gedankengang keineswegs darum, moralphilosophische Lehrsätze aufzustellen, und damit dem griechischen Philosophen Sokrates ebenbürtig erscheinen zu wollen! Nein, viel mehr möchte ich, was den materiellen Bereich anbelangt, aufschlussreiche Vergleiche zwischen den verschiedenen Kulturen und zwischen heute und früher darstellen.

Vielleicht sollte man zuerst den Begriff «Lebensstandard» näher untersuchen. Konsultiere ich zu diesem Zweck das Lexikon, so bekomme ich die Antwort: «Bezeichnung für die der Kaufkraft und den Bedürfnissen des einzelnen oder eines Volkes entsprechende Art der Befriedigung der Lebensbedürfnisse.»

Der englische Wirtschaftswissenschaftler Armatya Sen gibt uns dafür einen witzigen Hinweis. Es sei noch keine Garantie für gleichen Lebensstandard, wenn zwei Menschen im selben Land dasselbe Einkommen haben. Falls A einen höheren Stoffwechsel als B habe, bedeute dies, dass er mehr Lebensmittel kaufen muss als B und daher weniger Geld für andere Dinge übrig habe. Hinzu kommt die unbestreitbare Tatsache, dass ein in den USA an der Armutsgrenze Lebender fünfzigmal soviel verdient wie ein Arbeiter in Indien. Das heisst also, Lebensstandard ist ein relativer Faktor.

Auf die Frage nach dem angemessenen Lebensstandard, antwortete vor 200 Jahren der britische Philosoph Adam Smith: «Die Möglichkeit, ein Leben ohne Scham zu führen.» Eine sehr simple, klare Antwort. Präziser drückt sich in dieser Frage die Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen – FAO – aus. Der Lebensstandard eines Menschen bestehe aus 6 verschiedenen Faktoren: Gesundheit – Höhe von Einkommen und Bedarf – Arbeitsbedingungen – Bildung und Berufsausbildung – persönliche Sicherheit – Glaube, Sitten und Gebräuche.

Ein handfester Vergleich zwischen Deutschland und Amerika bestätigt diese Ansicht. Nach einer erst vor kurzem erschienenen Statistik

verdient ein verheirateter Arbeiter mit zwei Kindern in den alten Bundesländern durchschnittlich 33 570 Mark jährlich, während ein entsprechender Arbeiter in den USA ein jährliches Einkommen von 37 410 Mark genießt. Die Meinung, dass nun der Amerikaner einen höheren Lebensstandard als der Deutsche hat, stellt sich nachträglich als irrtümlich heraus: denn die deutsche Krankenversicherung leistet mehr als die amerikanische. Der deutsche Arbeiter hat im Jahr 43 Urlaubstage, der amerikanische nur deren 20–22. Der Amerikaner arbeitet im Jahr 1904 Stunden, der Deutsche nur 1648 (durchschnittlich).

Ein anderer Vergleich: Anhand einer Umfrage stellten Wirtschaftler 1965 fest, dass Westdeutschland achtmal reicher sei als Ägypten. Wurde nach der Lebens-Zufriedenheit gefragt, antworteten viel mehr Ägypter als Deutsche, dass sie glücklich seien. Und noch ein scheinbarer Widerspruch: Statistiken beweisen, dass die Selbstmordrate in den reichen mitteleuropäischen Ländern höher liegt als in armen. Zum Beispiel begehen in Dänemark 23,9 von 100 000 Einwohnern Selbstmord, während dies in Griechenland nur 2,8 tun.

Gibt es Ihnen, liebe Wengianer, nicht auch den Anstoss, für kurze Zeit von unserer harten, unbarmherzigen kapitalistischen Wirtschaftsweise abzukommen und sich mehr der eigenen Lebenszufriedenheit zuzuwenden? Ist es nicht so, dass man erst an dunklen, unfreundlichen Tagen, oder wenn wie jetzt die allgemeine Wirtschaftslage nicht gerade rosig ist, beginnt, über unsere Lebensweise nachzudenken und sie vielleicht sogar in Frage stellt?

In solchen Momenten sehnt man sich doch direkt nach einfachen, unkomplizierten Verhältnissen im Leben.

Aus reiner Neugier und aus geschichtlichem Interesse möchte ich einen kurzen Gang durch die Geschichte wagen, um die Lebensqualität und den damaligen Lebensstandard zu schildern.

Kehren wir in die Arena des alten Griechenland zurück: Der griechische Arbeiter hatte einen langen Arbeitstag und verdiente anderthalb Drachmen, was heute etwa 13 SFr. entspricht. Jahresgehalt ca. 1200 Drachmen. Ein angestellter Handwerker verdiente einen Obolus, ca. 1.30 SFr. Die Häuser hatten weder Fenster noch fliessendes Wasser und schon gar keine Heizung. Es gab keine Post, keine Zeitungen und wenige Vergnügungsmöglichkeiten. Dass die hygienischen Bedingungen nicht optimal waren, versteht sich von selbst. Ausserdem waren Ärzte teuer und selten.

Schauplatz Rom. Im Gegensatz zu Griechenland verfügten die Römer über ein hochentwickeltes Wohlfahrtssystem, so dass sich mehr als die Hälfte der 1,2 Millionen Einwohner von kostenlosem Brot ernährte. Die Menschen wohnten in fünf- oder sechsstöckigen Häusern. Eine Familie besass ein oder zwei Zimmer, ohne Toilette, ohne fliessendes Wasser und ohne Heizung. Die Bauten stürzten oft ein oder brannten nieder. Ein Leben in Enge und Schmutz. Jedoch sind Historiker heute der Meinung,

dass es sich immer noch besser lebte, als in den heutigen Städten wie Kalkutta oder Mexico-City. Wenigstens musste in Rom mit diesem Wohlfahrtssystem keiner Hunger leiden. Ein Pfund Käse kostete etwa 45 Rappen, drei Würstchen oder ein Liter Wein nur 7 Rappen. Auch Kleidung war erschwinglich, aber dafür waren die Mieten hoch. Ob heute allerdings die damaligen Unterhaltungsprogramme wie die Gladiatorenkämpfe sowohl für die Teilnehmenden als auch für die Zuschauenden noch vergnügungsvoll wären, sei in Frage gestellt . . .

Wie steht es mit dem mittelalterlichen Europa? Weitaus kritischer als zu Römerzeiten. In England verdienten 70 Familien zwischen 300 und 2500 Pfund im Jahr. Weitere 6200 Familien zwischen 5 und 40 Pfund jährlich. Grossverdiener waren Erzbischöfe und Bischöfe: zwischen 400 und 3500 Pfund jährlich (ein Einkommen von 3000 Pfund damals entspricht in der heutigen Zeit mehreren Millionen Franken). 126 Klöster nahmen 300 Pfund jährlich ein, 8000 Pfarrer ebenfalls zwischen 5 und 40 Pfund. Doch all das macht nur zwei Prozent der damaligen englischen Bevölkerung aus. Alle anderen mussten sich mit weniger als 5 Pfund durchschlagen. Ein englischer Bauer hatte nebst Pacht und Essen noch andere Ausgaben: Zum Beispiel ein Kochtopf aus Bronze kostete 40–60 Pence. Dafür musste der Bauer 30 Tage arbeiten, um diesen elementaren Haushaltsgegenstand kaufen zu können. Zu dieser Zeit müssen auch die regelrechten «Bevölkerungsmähmaschinen», die Hungersnot (1315–1318) und die Pest (um 1348), erwähnt werden. In den Jahren 1348/49 löschte die Pest neueren Hochrechnungen zufolge fast 50 Prozent der Bewohner Europas aus.

Fliehen wir deshalb ins Zeitalter des Barocks. Die meisten Häuser hatten immer noch kein fliessendes Wasser. Ein gemeinsames Plumpsklo existierte, auch wenn sogar die fürstlichen Leute ihr Plätzchen immer noch im Freien bevorzugten. So roch es also in manchen Gärten nicht nur nach frischem Blumenduft. Doch die Erfindung des «Kölnisch Wasser» half dem notdürftig aus, vor allem den von Schweiss stinkenden Leuten, die selten etwas von Waschen hören wollten.

Geht es Ihnen auch so wie mir? Nachdem wir uns doch in einem dunklen Moment an einfachere Zeiten sehnten, und wir nun diese Tatsachen zu Ohr bekommen, bevorzugen wir doch die unserige, moderne, hochentwickelte Zeit. Man ist erneut froh über unseren Lebensstandard – zumindest in der Schweiz. Man vergisst für gewisse Zeit die Frage nach dem Lebensstandard . . .

Lionel Baschung v/o Steinway CM

Stammnachrichten

Noise und Samson sind auf einer Weltreise. Im tropischen Queensland stossen sie auf die Neueröffnung des Misteli an.

Speed geniesst das Meer und vieles mehr. Er weilt auf Zypern.

Einmal mehr sind Fuego und Suomi auf Reisen. Wegen der 1 000 000 Pubs wäre Irland für alle Grünbemützten eine Studienreise wert.

Bohème, Cicero und Swan grüssen uns aus der Wirtschaftswoche in Arosa. Mit Wirtschaft ist in diesem Fall Ökonomie gemeint.

Eine besonders einfallsreiche Karte senden uns Exodus und Quart: Es ist in Budapest 25°, sie trinken Bier, und mit der Zigarette haben sie ein Loch in ihr Schriftwerk gebrannt . . .

Gratulationen

Kurt Straumann v/o Storch	50 Jahre	13. 10. 92
Arthur-Robert Bloch v/o Till	70 Jahre	1. 11. 92
Walter Glutz v/o Zopf	70 Jahre	5. 11. 92
Paul Künzli v/o Höck	75 Jahre	7. 11. 92
Hugo Freudiger v/o Mungg	50 Jahre	21. 11. 92
Guido Glur v/o Troch	65 Jahre	14. 12. 92
Mario Valli v/o Musso	80 Jahre	25. 12. 92

Ich möchte den Jubilaren recht herzlich gratulieren und trinke auf ihre Gesundheit einen Ganzen speziell.

Mir_{xxx}

Spendenliste:

J. Saner v/o Schläck	Fr. 100.–
R. Fischlin v/o Traum	Fr. 100.–
Trauerfamilie R. Gassmann v/o Fink	Fr. 200.–
K. Gschwind v/o Spargle	Fr. 100.–
W. Flury v/o Knapp	Fr. 100.–
J. Merz v/o Kobold	Fr. 100.–
P. Probst v/o Wiking	Fr. 100.–
F. Matter v/o Meck	Fr. 50.–
J. Von Burg v/o Ulan	Fr. 100.–
G. Bircher v/o Gripp	Fr. 100.–
M. Reber v/o Chratz	Fr. 70.–
O. Marti v/o Spott	Fr. 100.–
W. Zimmerli v/o Fagott	Fr. 100.–
W. Ellenberger v/o Dackel	Fr. 100.–
Trauerfamilie K. Ledermann v/o Spohn	Fr. 200.–
M. Furrer v/o Skiff	Fr. 100.–
O. Felber v/o Darm	Fr. 100.–

Ich möchte allen Spendern recht herzlich danken und trinke auf ihr Wohl einen Ganzen speziell. Mir xxx



Alt-Wengia

Todesanzeige

Es ist unsere schmerzliche Pflicht, allen Wengianern vom Tode unseres lieben Couleurbruders

Dr. med. Hans Ulrich Wyss v/o Pirsch

aktiv 1936/37
verstorben am 13. August 1992

Kenntnis zu geben.

Der Totensalamander hat bereits stattgefunden.

Das Komitee

Alle Wengianer werden auch «Mistelianer»

Mit Fr. 100.– oder mehr auf das Konto «Baugenossenschaft
der Wengia», c/o SBV, CH-2540 Grenchen, PC 45-290-4 sind
alle dabei!

Adressänderungen

Name	Vorname	Cerevis	Strasse	PLZ/Wohnort
Bamberger	Thomas	Wiking	Alpenstrasse 50	2540 Grenchen
Gantert	Fritz	Zyn	Juraweg 4	3360 Herzogenbuchsee
Kaufmann	Hans	Semper	Staalenhofweg 12	4513 Langendorf
König	Max	Knips	Reiterstrasse 5 B	3013 Bern
Moser	Walter	Leck	Förenstrasse 5	4513 Langendorf
Muralt	Beat	Aramis	Amselweg 25	4528 Zuchwil
Périnat	Peter	Turbo	Breitfeldstrasse 15	3014 Bern
Schlatter	Peter	Pool	Hotel Hilton 250 Hua Shan Road	Shanghai China

Impressum

- Postcheck-Konti: Aktiv-Wengia 45-947-7
Alt-Wengia 45-227-3
Baugenossenschaft 45-2971-3
Genossenschaftskapital PC 45-290-4
Schweizerischer Bankverein auf Konto 53-224.114.1
- Chefredaktor: **Gregor Wild** v/o Cicero
Haffnerstrasse 18, 4500 Solothurn
- Präsident der Aktiv-Wengia: **Jürg Schluop** v/o Swan
Säilrain 32, 4500 Solothurn
- Kassier der Aktiv-Wengia: **Heinz Pfluger** v/o Voice
St. Niklausstrasse 65, 4500 Solothurn
- Präsident der Alt-Wengia: **Urs F. Meyer** v/o Servo
Kirchstrasse 99, 2540 Grenchen
- Vertreter der Alt-Wengia: **Andreas Eng** v/o Cato
Haltenstrasse 2, 4566 Kriegstetten
- Archivar der Alt-Wengia: **Martin Schneider** v/o Paris
Loretostrasse 25, 4500 Solothurn
- Abonnementspreis: Fr. 30.– pro Jahr – Mitglieder der Alt-Wengia gratis
- Herausgeber: Alt-Wengia Solothurn
- Druck: Habegger AG Druck und Verlag, Gutenbergstrasse 1
4552 Derendingen, Telefon 065 41 11 51
- Erscheinungsweise: Jährlich 4 Ausgaben